Lebenswille

Heft 5

Friedrich Bolger

Geschichte als Lebensbewährung der Völker

Verlag Deutsche Heimat / Berlin

Nach zwei verlorenen Kriegen und einer aufgewühlten Zwiſchenzeit fühlt der geſunde Teil unſeres Volkes die entſcheidende Pflicht, ſein Leben unter die Herrſchaft eines ſtetigen und klaren Lebenswillens zu ſtellen.

Soll dieſer Wille ſtetig ſein, dann muß er unangefochten bleiben von den verwirrenden Anrufen der Zeit und nur ein rückhaltloſes Bekenntnis ſein zu dem

„Geſetz, nach dem wir angetreten".

Die Selbſtbeſinnung auf ſolchen Lebenswillen iſt der Sinn der Schriften, die in dieſe Reihe aufgenommen werden.

Es gilt einen Willen, der ſeine Kraft aus tapferen Seelen zieht und ſein Ziel klärt durch fruchtbare Bewältigung all der Erkenntnis von den Geſetzen des Lebens, die das letzte Jahrhundert uns gebracht hat.

Frei macht uns nur ein ſolcher wirklichkeits-offener

Lebenswille

Alle Rechte bei: Verlag Deutſche Heimat, 1 Berlin 452
Druck: W. Heimberg, 216 Stade, Pferdemarkt 18

1. Teil: Rückblick

Wir blicken zurück auf zwei Weltkriege, die uns Deutſche von Sieg zu Sieg führten und doch zum Schluß verloren gingen. Neben ihnen verblaßt alles, was unſere Väter erlebt haben. Eindringlichſt wurde uns da vor Augen geführt, daß jeder von uns unmittelbar im Kraftfelde der Geſchichte ſteht. Einen wenig angebrachten Ausdruck haben unſere angeblichen „Umerzieher" dieſer Sachlage verliehen, indem ſie uns zur „Bewältigung der Vergangenheit" aufforderten. Will das bedeuten, daß wir uns von unſerm ererbten Weſen löſen ſollen, dann wäre das geſchichtlicher Selbſtmord. Iſt aber damit gemeint, daß man aus der Geſchichte zu lernen habe, dann müßten die Lehrmeiſter uns ein größer und tiefer geſehenes Geſchichtsbild zeigen als diejenigen tun, die ſich uns anbieten. Bis dahin wollen wir uns aus eigner Verantwortung unſere Pflicht gegen die Geſchichte vor Augen halten.

Der Ausdruck „Bewältigung der Vergangenheit" iſt unglücklich gewählt. Was es zu bewältigen gilt, iſt nicht die unabänderliche Vergangenheit, ſondern der Schritt vom Heute zum Morgen. Bewältigen kann man nur eine Gegenwartsaufgabe mit ihren Anforderungen. Damit iſt freilich ein Verſtändnis vorausgeſetzt für den Weg, den das Schickſal uns bisher geführt hat und für den ſelbſttätigen Anteil, den wir dabei für unſer Volk in Anſpruch nehmen dürfen; gefordert iſt die Erfaſſung und Bejahung der Aufgabe, vor die wir uns in der unſer harrenden Geſchichte geſtellt ſehen.

Dadurch wird eine verantwortungsvolle Geſchichtsauffaſſung der eigentlich lebensbeſtimmende Glaube, zu dem wir uns bekennen müſſen und wollen. Sie iſt das einzige ſinnvolle Bekenntnis, das von uns als Volk gefordert werden kann und hat dadurch religiöſe Würde in ungleich höherem Maße als alle Lehren über das Unerforſchliche.

Solchen religiöſen Rang haben wir bisher nur derjenigen Geſchichtsauffaſſung zuerkannt, die aus dem Alten und Neuen Teſtamente ſpricht. Aber ſeit der Goethezeit beginnen wir, eine eigne Auffaſſung von der Geſchichte aufzubauen. Dabei war nicht Goethe der Wortführer, ſondern H e r d e r, der Generalſuperintendent von Weimar. Aber er brachte uns eine weſentlich andre Schau als die Bibel.

Herders „Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ zeigen uns nicht das Bild einer vollkommenen Schöpfung, die durch menſchliche Sündenfälle verdorben wäre, ſondern ſie ſind getragen von einem Entwicklungsgedanken bewunderungswürdiger Blickweite. „Unſere Erde iſt ein Stern unter Sternen“, ſo überſchreibt er den erſten Abſchnitt ſeines Werkes. „Sie iſt eine große Werkſtätte zur Organiſation ſehr verſchiedenartiger Weſen“, ſo geht ſein Gedanke weiter. Der Menſch iſt ein Mittelgeſchöpf unter den Tieren der Erde, organiſiert zur Vernunftfähigkeit, zur Humanität, zur Hoffnung der Unſterblichkeit. So ſchildert er ihn als Bürger des Weltalls, gebunden an deſſen Naturgeſetz, aber mit einer einzigartigen Aufgabe. Wir erſtaunen über die Freiheit ſeines Gedankens, den er in zwanzigjähriger Arbeit bis zur Geſchichte des deutſchen Volkes fortführen, aber nicht mehr vollenden konnte.

Wenige Jahre, nachdem die erſten Bücher von Herders Werk erſchienen waren, hielt Schiller 1789 in Jena ſeine Antrittsvorleſung über die Frage: Was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte? Seine Rede iſt getragen von dem Grundgedanken, dem er ſpäter die Worte geliehen hat: „Die Zeit iſt eine blühende Flur.

Ein großes Lebendiges iſt die Natur,
Und alles iſt Frucht, und alles iſt Samen.“

Das Geſetz von Urſache und Wirkung verbindet alles Geſchehen und baut die Zukunft auf der Vergangenheit auf. Aber nur lückenhaft ſind unſere Urkunden, mit ſelbſtverantworteten Gedanken müſſen wir ſie zur Einheit verbinden, aber bereit ſein, uns vor jeder neuen Erkenntnis zu beugen. Er warnt vor der „kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten“, die Gegenwart gilt es zu verſtehen, ihre Wurzeln zu ſuchen. Alles, was aufhört, hat für dieſe Weltgeſchichte gleich kurz gedauert. „Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammenzufaſſen und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft vorauszueilen, — führt ſie das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.“ Er erinnert daran, daß alle vergangenen Zeitalter ſich angeſtrengt haben, uns die Güter zu hinterlaſſen, „denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben“. Aber es gilt, an das kommende Geſchlecht „die Schuld zu entrichten, die wir dem vergangenen nicht mehr abtragen können.“ — „Ein edles Verlangen“, ſo ruft er ſeinen Hörern zu, „muß in uns erglühen, — an dieſer unvergänglichen Kette — unſer fliehendes Daſein zu befeſtigen —. Etwas dazu ſteuern können Sie alle, — zu jener wahren Unſterblichkeit, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.“

Gegenüber dieſer gewaltigen Schau, die in der Geſchichte Natur und

Geist unlösbar verbunden sieht, erscheint Hegels allzu einseitig idealistische „Philosophie der Geschichte“ als der Abweg eines Denkers, der nur noch den Geist als etwas von sich allein Abhängiges sieht. Aber festhalten wollen wir aus seinen Gedanken den einen, daß der Inhalt der Geschichte eine Entwicklung zur Freiheit sei.

Den Rückschlag gegen die Geringschätzung der äußeren Wirklichkeit brachte das darauf folgende Jahrzehnt mit dem Materialismusstreit und der materialistischen Geschichtsauffassung, die folgerichtig keine Aufgabe für den Menschen, sondern nur den Ablauf eines eisernen Wirtschaftsgesetzes sehen kann. Dem gegenüber denken wir an das, was Schiller in seiner Antrittsvorlesung in Jena vom wahren Philosophen sagt: „Sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen, so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System“. „Er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wiederherzustellen.“ Dieselbe Mahnung enthält jenes bekannte Wort Rankes, daß die Geschichtsforschung zu ergründen habe, „wie es denn eigentlich war“.

Die neue Gedankenreihe, die dem durch alle jene Strebungen hindurch gehenden Begriff der Entwicklung einen neuen Inhalt gab, kam von Darwin und lautet: Entwicklung beruht auf der Auslese des Entwicklungsfähigen im harten Kampfe, der das Untüchtige ausmerzt.

Dieser Gedanke war in der Betrachtung der Entwicklung des körperlichen Lebens entstanden. Er machte den ursprünglich idealistischen Gedanken der Entwicklung, der an ein gewolltes Ziel dachte, heimisch in der Naturforschung, die nur das als erklärt ansieht, dessen Ursachen gefunden sind. So wurde er denn außerhalb der engeren Forschung von der materialistischen Seite aufgegriffen und von der idealistischen bekämpft. In Wahrheit bedeutet er die Versöhnung beider Denkarten. Denn wenn durch die Auslese das entwicklungsfähige Leben immer unabhängiger von dem Zwange der Umwelt wird, dann bedeutet das eine Entwicklung zu höherer Freiheit. Freilich betrifft sie nicht den reinen Geist; aber auch der Stoff ist es nicht, der sich entwickelt, sondern das Leben. Es ist eine biologische Geschichtsauffassung, zu der wir geführt werden, eine Auffassung der Geschichte als Bewährung des Lebens, als Weg, auf dem die Befreiung des Bewährten winkt, vor allem aber seine Gesund-Erhaltung erkämpft werden muß.

Am siegreichsten hat sich diese Auffassung im naturwissenschaftlichen Lager durchgesetzt. Freilich duldet die Naturforschung kein Dogma, sondern muß, wie Schiller es forderte, immer bereit sein,

errungene Erkenntnis nachzuprüfen. Aber der Entwicklungsgedanke selbst wird nicht mehr bestritten. Es gilt nur, die Bedingungen der Vererbung und der Wandlung in ihrem Verlaufe zu erforschen. Es fragt sich noch, ob die Auslese allein die Entwicklung steuert oder ob ein Drang nach Fortschritt in bestimmter Richtung mit vererbt werden kann. Menschlichem Einfluß können wir nur die Aufgabe zumessen, gesunde Lebensverhältnisse und günstige Auslesebedingungen zu schaffen.

Viel schwerer mußte es der Geschichtsforschung werden, der neuen Auffassung Eingang zu gestatten. Denn das bedeutet eine ungeheure Erweiterung des Begriffes der Geschichte, die bisher auf den Menschen und auf den Zeitraum beschränkt war, aus dem geschriebene Urkunden vorliegen. Jetzt wurde grundsätzlich alles Leben der geschichtlichen Betrachtung unterworfen und das mit Hilfe ganz anderer Urkunden. Die Verfahrensweisen der bisherigen Geschichtsforschung waren da nicht anwendbar. Wohl aber durfte man naturwissenschaftliche Begriffe und Arbeitsweisen in die Menschengeschichte einzuführen suchen. Als Urkunden für die Geschichte des Lebens früheste Zeiten sind wir auf „Fossilien" angewiesen, d. h. wörtlich auf „Ausgrabbares". Da trat die Vorgeschichte verbindend ein, und für Deutschland war es erfreulicherweise nicht ein Naturforscher, sondern ein Sprachforscher, Gustav Kossinna, der in der Auswertung von Grabungsergebnissen mit gutem Beispiel voranging. Heute arbeitet besonders in der Frühgeschichte die schriftliche Urkunde und die Grabung aufs fruchtbarste zusammen, und in der älteren Steinzeit ist die Deutung der ausgegrabenen Menschenreste von der der Kulturreste nicht mehr zu trennen. Noch vor hundert Jahren konnte ein Fachmann das Wort sprechen, den fossilen Menschen gäbe es nicht, und die Gegner einer Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier fußten auf dem Fehlen eines Zwischengliedes. Heute liegt uns ein so überraschend reicher Stoff aus allen Teilen der Alten Welt vor, daß wir Mühe haben, zwischen Menschenaffen und Affenmenschen die Grenze festzulegen, und selbst Priester der zuerst so ablehnenden Kirche haben sich an den Forschungen erfolgreich beteiligt.

Allerdings haben wir uns daran gewöhnen müssen, in der Geschichte der einzelnen Staaten und der unserer tierischen Ahnen mit sehr verschiedenen Zeitmaßstäben zu rechnen. Wo die eine Forschung ein inhaltsreiches Jahrtausend mit all seinen Kämpfen zu entwirren sucht, stellt die andre noch keine merkliche Wandlung der Menschenform fest. Dazu bedarf es vielleicht oft der hundertfachen Zeit, und wir sehen nicht mehr Freud und Leid des einzelnen Menschen, sondern nur noch Aufstieg und Untergang der Völker oder Rassen. Was dabei verloren gehen mag an Wärme

der Teilnahme für große Einzelschicksale, wird uns ersetzt durch die Verlebendigung des Naturbildes, in dem nun jede einzelne Pflanzen- und Tierart als das Ergebnis einer Geschichte größten Maßstabes vor uns steht, jede einzelne Lebensform als Trägerin eines anderen Schicksals in der dauernd gewachsenen Mannigfaltigkeit des Lebens. Was sie dabei gelitten haben mögen, verschwindet hinter dem, was sie dadurch wurden.

Wenn das geistige Auge sich einmal an die Größe dieser Schau gewöhnt hat, dann fragt man sich wohl: Kann man denn letzten Endes über Geschichte anders denken? Weisen nicht schon Herder und Schiller auf diese Auffassung hin? Herder in der Einordnung der menschlichen Geschichte in ein großes Naturgeschehen und Schiller in dem Willen zu irdischer Unsterblichkeit der Erblinie? Sind nicht die nur idealistische und nur materialistische Geschichtsauffassung bloße Abwege davon, deren einer den Boden unter den Füßen verliert, während der andre den Himmel über uns nicht sieht?

Und doch erschien um die Zeit des ersten Weltkrieges ein Buch, das aus recht andrer Sicht geschrieben war und einen starken Eindruck auf die Zeitgenossen machte. Es war Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes". Es wird zur Klärung des bisher Gesagten beitragen, wenn wir uns mit Spenglers Buch kurz, aber ernst auseinandersetzen. Es fußt auf einer bewundernswerten Fülle von Kenntnissen und folgt einem Gedankengang, der so recht im Sinne gewissenhafter Forschung zu liegen scheint. Spengler sagt:

„In diesem Buche wird zum ersten Male der Versuch gewagt, Geschichte vorauszubestimmen. Es handelt sich darum, das Schicksal einer Kultur, und zwar der einzigen, die heute auf diesem Planeten in Vollendung begriffen ist, der westeuropäisch-amerikanischen, in den noch nicht abgelaufenen Stadien zu verfolgen". (Nach der gekürzten Ausgabe von Helmut Werner aus dem Jahre 1959).

Spengler wehrt sich in der Vorrede gegen den durch den Titel des Buches nahe gelegten Vorwurf des Pessimismus und hofft, eine deutsche Philosophie gegeben zu haben, die sich den Taten des deutschen Heeres im damaligen Kriege nicht unwürdig anschlösse, fußend auf Goethescher Methode und Nietzsche'scher Fragestellung, deren Ausblick er zu einem Überblick gemacht habe.

Was er unter Goethes Methode versteht, geht aus dem Satze hervor (S. 19): „Nachfühlen, Anschauen, Vergleichen, die unmittelbare innere Gewißheit, die exakte sinnliche Phantasie — das waren Goethes Mittel, dem Geheimnis der bewegten Erscheinung nahe zu kommen. Und das sind die Mittel der Geschichtsforschung überhaupt. Es gibt keine andern."

Das aber ist nur diejenige Seite der Forschung, die sie mit der Dichtung gemeinsam hat, die Hypothese. Es fehlt das, was sie von dieser unterscheidet, die Kritik. So ist denn auch das Mitreißende an Spenglers Buch der dichterische Schwung, mit dem er die acht Hochkulturen, die er unterscheidet, uns bildhaft vor Augen stellt und mit einander vergleicht. Es mag hier genügen, auf die antike und die abendländische Kultur einzugehen, in deren Ablauf er uns überzeugend die gleichen, aufeinander folgenden Stufen zeigt bis hin zu der Erstarrung in unfruchtbarer Zivilisation, in der die Weltstadt die Heimat verdrängt. Auch dem werden wir nicht widersprechen, daß bei allem Glanze in solch erstarrter Zivilisation die Gefahr des Unterganges liegt. Aber wir werden Spengler nicht folgen, wenn er sagt: jede solche Kultur sei ein Organismus und als solcher dem Gesetz von Geburt und Tod unterworfen. Jedenfalls bedarf dieser Satz sehr wesentlicher Ergänzungen: Das Entscheidende am Organismus ist nicht, daß er geboren werden und sterben muß, sondern daß er aus dem ihm innewohnenden Gesetze heraus seinesgleichen neu erzeugt. Nur dadurch kann eine Lebensform den Tod ihrer einzelnen Träger überdauern. Der Einzeltod ist in den Lebenslauf als ein Gesetz eingebaut, das immer wieder verjüngtem Leben der gleichen Art die Bahn freimacht. Aber die große Erkenntnis der Abstammungslehre ist eben die, daß alles gegenwärtige Leben auf Ahnenreihen aufgebaut ist, in die niemals der Artentod eingegriffen hat. Wo er eintrat, da löschte er die Art für alle Zukunft aus.

Nun aber vertritt Spengler mit Recht die Auffassung, daß jede Kultur nicht die Fortsetzung einer anderen sei, sondern, wenn sie auch manche Anregungen übernähme, doch eigenem Gesetz ihre Besonderheit verdanke, nur folgert er ein gemeinsames Gesetz, daß auf die Blüte die Erstarrung und der Tod folge. Aber eben daß nicht aus der alten Kultur die neue geboren wird, zeigt, daß der zugrunde liegende Organismus nicht die Kultur, sondern die sie tragende Menschenart war. Das Gesetz, auf das uns Spengler hinweist, müßte also heißen: Alle bisherigen Kulturen haben sich als gefährliche Abenteuer für ihre Völker erwiesen, die bewundernswerte Denkmale ihres Könnens aus sich herausstellten, aber darüber lebensuntüchtig wurden, wenn nicht gar untergingen.

Brauchen wir das auch nicht als durchgängiges Gesetz anzuerkennen, so ist es doch eine ernste Erfahrung, die auch in der Geschichte der Tierwelt sich mehrfach wiederholt hat, daß gerade auf eine ungewöhnliche scheinbare Blüte früher oder später der Untergang folgte, wie z. B. bei den Riesenechsen der Vorzeit. Nicht das Gedeihen in einer günstigen Umgebung, sondern das Überstehen von Notzeiten ist die Bewährungsprobe

des Lebens. Eben das iſt es, was der Gedanke der Ausleſe betont.

Wir dürfen die Entfaltung einer Kultur zu den Fällen rechnen, in denen eine Menſchenart ganz ähnlich wie eine Tierart durch günſtige Umweltanregungen veranlaßt wurde, ihre Kräfte auf mehr oder weniger äußere Leiſtungen zu verwenden und ſie den unſcheinbareren Aufgaben zu entziehen, auf deren Erfüllung die Widerſtandsfähigkeit der Lebensform im Notfalle beruht. Es iſt das, was Spengler treffend in der Kennzeichnung der in Ziviliſation umſchlagenden Kultur ſagt: Weltſtadt anſtelle von Heimat. Jede Kultur wird zu dieſem Ende und damit zum Untergange des Volkes führen, bis ein Volk in dieſen Vorgang hineingezogen wird, dem es gelingt, ſich die Heimatkräfte zu wahren, ein Volk, an dem die Ziviliſation ſozuſagen abprallt und die Kultur zum wirklichen Lebensfortſchritt führen kann. Dieſer Art müſſen alle die Fortſchritte geweſen ſein, die es geſtattet haben, daß unſere tieriſche Ahnenreihe zum Menſchen führte.

Aber wenn das Geſetz der Ausleſe die Bedeutung hat, die wir ihm auf Grund der bisherigen Forſchung zuſchreiben müſſen, dann führte der Weg unſerer Ahnenreihe hart an einem Abgrund vorbei, in dem ungleich mehr Lebenslinien untergingen als zum Fortſchritt reiften, ein Weg, den mit Bewußtſein weiterzugehen, ſtarken Mut fordert.

Es iſt unleugbar eine mächtige, lebendige Schau, in der uns Spengler die Geſchichte zeigt, und ſie enthält manchen beachtlichen Punkt, der hier nicht gewürdigt werden konnte. Aber ſie bleibt doch im Grunde peſſimiſtiſch. Ob darin ein Vorwurf liegt, bleibe dahingeſtellt. Es iſt eine Lebensanſchauung, wie ſie Fritz Bley in einer ſeiner ernſteſten Dichtungen ausgeſprochen hat:

Nicht wenden läßt ſich, was düſtergroß
Der Nornen Verheißungen melden,
Doch adeln läßt ſich das Völkerlos
Durch ehernen Hochſinn der Helden.

Heldiſcher Sinn ſchreckt eben auch vor dem Peſſimismus nicht zurück, wenn ehrliche Überzeugung zu ihm führt. Aber peſſimiſtiſch iſt der Gedanke, daß alles Leben an Geburt und Tod gebunden wäre. Und er iſt falſch. Mag alles geborene Leben dem Tode geweiht ſein, das Ungeborene iſt der eigentliche Träger des Lebens und bringt aus ſich immer erneut ſterbliches Einzelleben hervor, das zu kämpfen hat um die Unſterblichkeit des noch Ungeborenen. Deſſen Unſterblichkeit iſt die Bewährung, in der wir den Sinn der Geſchichte ſehen dürfen. Nur in ſolcher Schau behält die Freiheit, die Spengler einmal einen recht bedenklichen Begriff nennt, ihre

rechte Stelle in dem Reiche der Notwendigkeit. Das ſei noch einmal betont. Wir müſſen nur feſthalten, daß „frei ſein“ bedeutet: nach *eignem* Geſetze leben, nicht der Notwendigkeit entzogen ſein. Nur der iſt frei, dem ſein inneres Geſetz Notwendigkeit iſt. Wenn wir Spenglers Grundſatz folgen, uns die Zukunft nach der Analogie der Vergangenheit zu denken, dann liegt eben in der Entwicklung vom einzelligen Pflanzentier zum Menſchen ein Weg zu ſteigender Freiheit. Dieſen Weg gilt es fortzuſetzen,

„Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahinzufließen.“

Denn die Geſchichte iſt ein Kampf und keine Lebensverſicherung, ſelbſt für den Tapferen. Spengler ſpricht davon, daß die Einzelheiten der Geſchichte unberechenbar wären, ihre großen Geſetzmäßigkeiten aber vorausgeſehen werden könnten, und eben ſie will er darſtellen. Aber die Zahl der Lebenslinien, die zukunftslos geendigt haben, iſt weſentlich größer als die der überlebenden und fortgeſchrittenen. Das Leben bleibt immer gefährdet. Wir wiſſen die Siege nicht voraus, die wir erringen können. Aber wir kennen auch nicht im voraus alle Gefahren, die uns drohen, geſchweige denn, daß wir uns gegen ſie ſichern könnten. Nur uns gegen ſie zu rüſten, wird zu einer nicht ernſt genug zu nehmenden Pflicht.

Die Kirche macht dem Glauben an eine Ausleſe, deren Entſcheidung wir nicht überſehen, den Vorwurf, daß er den blinden Zufall an die Stelle einer göttlichen Vorſehung ſetze. Aber Kirche iſt erſtarrte Religion. Lebendige Religion iſt Verantwortungsbewußtſein gegenüber dem Leben im Lichte der Ewigkeit, und blind iſt nicht der Zufall, ſondern nur unſer geiſtiges Auge, mit dem wir die Zukunft vorausſehen wollen. Zufall iſt unverſtandene Notwendigkeit, und wir wollen es getroſt dem Einzelnen überlaſſen, ob er das Rätſel als unlösbar anerkennt oder an die Vorſehung einer liebenden Macht glaubt, wenn er nur tapfer kämpft und gewiſſenhaft rüſtet.

Dasjenige Weltgericht, deſſen Spruch die Geſchichte iſt, richtet nicht über einzelne Menſchen, ſondern über Völker. Es zählt nicht die üblen Taten, die ein anklagender Feind in ſelbſtgewählten Farben ausmalt; aber vor ihm gilt auch nicht ein Schatz von guten Werken der Vergangenheit, den ein gerechterer Verteidiger dagegenſtellt. Wie in Goethes „Fauſt“ lautet die letztlich entſcheidende Frage nicht: Was haſt du getan?, ſondern: Was iſt aus dir geworden? Dies Gericht kennt weder den Rache-Akt einer Verdammung zu ewigen Qualen noch die Belohnung mit ewiger Seligkeit. Es beſtätigt nur Lebensbewährung oder verhängt ewigen Tod.

Das Sehen des Kampfes und wehrhafte Bereitschaft zu ihm ist die Aufgabe, vor die die Geschichte uns stellt, und wir können uns die Partei nicht wählen. Sie ist mit unserm Erbwesen gegeben. Wer das verkennt, der sieht eben den ganzen Ernst des Kampfes nicht. Wem ein fremdes Volk erfolgreicher scheint, der kann zum Überläufer werden aus Gründen scheinbarer Zweckmäßigkeit. Aber das ist eben Verrat, Verletzung des ewigen Fahneneides, zu dem wir geboren sind, schon ehe wir uns zu ihm bewußt bekennen.

Auch wer den Kampf nicht sieht, ist doch in ihn verstrickt. Wenn wir weit genug in unserer Ahnenreihe zurück sehen, kommen wir zu einem Punkte, wo aller Kampf unbewußt geführt worden ist, und auch heute kämpft ihn unser unbewußtes Ich genau so wie unser bewußtes. Wir müssen ihn uns erst schrittweise bewußt machen; aber wir halten ihn nicht auf, wenn wir das nicht tun. Wir leben dann nur nicht als volle Träger unserer Geschichte, sondern als Eintagsgeschöpfe.

Der Eintagsmensch will das Leben genießen, der Mensch der Geschichte will des Lebens würdig sein. Der Eintagsmensch sagt: Was ist das Leben wert, wenn ich es nicht genießen kann. Der Zukunftsgläubige denkt: Was bin ich wert, wenn ich meiner geschichtlichen Pflicht nicht eingedenk bin? Und doch wollen wir nicht verleugnen, daß in unserm Erbwesen auch die Freude am Genuß uns mitgegeben ist. Wir wollen sie nur in den Dienst wahren Lebens stellen. Auch der rechten Mutter ist es Genuß, für ihre Kinder zu sorgen, mag es ihr auch große Entsagungen auferlegen.

Freude und Genuß haben überhaupt ihren voll berechtigten Platz im gesunden Leben. Nur sollen wir nicht meinen, daß wir einen Anspruch auf sie hätten. Wir sollen sie dankbar ergreifen, wo sie sich uns bieten, wenn sie Lebensfreude und Lebensmut erhöhen und uns neue Kräfte geben. Nicht aber wollen wir Kräfte an sie verschwenden, die das Leben in seiner Bewährungsprobe für sich fordert.

Darüber bedarf es kaum eines weiteren Wortes. Aber gefährlich wird es, wenn wir die erweiterten Möglichkeiten, die die Technik bietet, benutzen, um ein möglichst bequemes Leben zu führen. Unser Leben soll immer gesunder werden, aber nicht bequemer. Unsere Kräfte sollen wachsen und dann nach Betätigung drängen, nicht nach Schonung. Das bequemere Leben ist nur dann ein Fortschritt, wenn wir uns in ihm rascher erholen zu neuer Arbeit, nicht träger werden.

Noch dürfen wir freilich mit berechtigtem Stolz darauf blicken, wieviel Bequemlichkeit unsere Jugend in zwei schweren Kriegen zu entbehren stark genug war. Gefährlicher sind die Versuchungen des Friedens. Das Auto verdrängt das Wandern; statt zu zeichnen, nimmt man die Kamera; statt zu singen, schaltet man den Rundfunk ein. Das alles sind Möglichkeiten, die sehr wertvoll werden können an der rechten Stelle, aber nicht, wenn sie den Eintagsmenschen verwöhnen und den noch Schwankenden zum Eintagsmenschen erschlaffen lassen, ihn nicht befreien, sondern zum Sklaven der Bequemlichkeit machen.

Eintagsgedanken sind es auch, wenn alles Beständige gering geschätzt wird als angebliche Starrheit und wenn im dauernden Wechsel der Fortschritt gesehen wird.

Ein Organismus ist eine in all seinen Teilen so fein abgestimmte Ganzheit, daß jede erhebliche Änderung an einem Teile eine Umstellung an allen fordert. Erst dabei entscheidet sich, ob sich das Neue bewährt. Tut es das nicht, dann bedeutet es nicht einen Fortschritt der Entwicklung, sondern eine Wucherung, die den Lebenswert des Ganzen mindert. Bewährung kann man nur demjenigen Leben zuerkennen, das Änderungen, die es auf solche Art gefährden, abwehren kann.

Jede Ausweitung unseres technischen Könnens erfordert darum eine Steigerung unserer Verantwortungsfähigkeit für dessen Anwendung, und diese wächst nicht selbsttätig durch den technischen Erfolg, sondern nur durch das, was allein wir echte B i l d u n g nennen sollten, nämlich ein innerer Fortschritt, der das ganze Volk durchdringen soll und dazu Zeit braucht, die ihm die Technik doch nicht läßt, wenn es uns nicht gelingt, das Eintagsdenken dem geschichtlichen Denken zu unterwerfen.

Alles geschichtliche Denken in größter Blickweite bedeutet Rüstung für die Bewährung des Lebens im Kampf um seine Zukunft. Bei aller Träumerei von der Gleichheit der Menschen werden sie doch nicht gleich sein in der Fähigkeit, den Willen hierzu aufzubringen. Aber sinngemäß gehört nur derjenige in die Führung eines Volkes, der das kann. Der heutige gegenwartskundliche Unterricht in unsern Schulen wird schwerlich der Weg sein, um den Willen zu solchem Denken zu wecken; denn er ist vom Eintagsdenken beherrscht, möchte sich am liebsten von unserer Geschichte lossagen und nennt das dann Bewältigung der Vergangenheit. Wir aber wollen hoffen, daß alle starken Menschen, denen einmal der Blick klar auf dieses Ziel gerichtet worden ist, von jenem Willen ergriffen werden und sich von dem Bleigewicht der Schwachen nicht herabziehen lassen.

Sind wir über den Willen einig, dann gehört zur Rüſtung, daß wir erkennen, was dem Leben dient und wo die Gefahren liegen, denen begegnet werden muß.

Dieſe Gefahren rufen uns zu unverzüglichem, wirkſamſten Eingreifen auf. Aber ſie ſind ſo vielſeitig, daß ſie unſere Kräfte bei der Bekämpfung zu zerſplittern drohen. Wir müſſen deshalb alle an uns herantretenden Einzelanforderungen als Teile einer einzigen großen Geſamtaufgabe erkennen und in deren Erfüllung alles Einzelhandeln einordnen.

Ich denke dabei an eine Erfahrung aus der Zeit der Bombenangriffe. Da brannte manches Haus, das zu retten geweſen wäre, nieder, weil die Bewohner ruhig zuſahen und meinten, der Staat werde den Verluſt ſchon erſetzen, wie man das bei der Verwöhnung durch den „Verſorgungsſtaat" erwarten durfte. Aber manche geſchäftige Rettungsarbeit mißglückte auch, weil die Helfer meinten, an der Stelle des ſtärkſten Feuers eingreifen zu müſſen, dem ihre Kräfte doch nicht gewachſen waren, während ſie diejenigen Stockwerke hätten ſchützen können, die noch wenig angegriffen waren und für deren Schutz nun ihre Kräfte entbehrt wurden. Es fehlte eben an der nötigen Überſicht.

Es gilt alſo, unſere Aufgabe als ein Ganzes zu erfaſſen. Sie iſt zugleich die Aufgabe jeder weitſchauenden Politik und bedeutet die wahre Bewältigung der Geſchichte, nicht der feſtſtehenden, unſerm Einfluß entzogenen Vergangenheit, ſondern der vor uns liegenden Geſchichte als Lebensbewährung. Dazu müſſen wir die Grundlage erfaſſen, die allem Leben gemeinſam iſt. Sie liegt darin, daß es getragen wird von einem *Ringe der Keimkräfte*, wie ich dieſen Verband einander gegenſeitig bedingender Einzelkräfte nenne. Ihn zu ſtärken, iſt die eigentliche Aufgabe, die vor uns liegt. Laſſen Sie mich dieſen Begriff des „Ringes der Keimkräfte" noch weiter erläutern.

Wie geſagt, handelt es ſich um eine Bedingung, die allem Lebendigen zu Grunde liegt, ja, wenn wir ſie klar erfaſſen, um die einzige Bedingung, die für das Gedeihen des Lebens notwendig, aber auch ausreichend iſt. Ihre Bedeutung iſt dadurch gegeben, daß alles Lebendige aus den ihm innewohnenden Kräften heraus immer wieder ſeinesgleichen erzeugt, aber auch erzeugen muß, um ſich zu erhalten.

Wenn ich an ein hinreichend ſtarkes, einſeitig befeſtigtes Seil ein Gewicht hänge, dann zieht dies mit einer gewiſſen Kraft abwärts. Aber in dem Seil wirken Kräfte des Zuſammenhaltes, die eine Bewegung des Gewichtes verhindern und den beſtehenden Zuſtand erhalten. Das Seil wird nur geſpannt. Im Gegenſatz zu ſolchen *Spannkräften*, die

einander gegenseitig daran hindern, Bewegungen hervorzurufen, will ich alle diejenigen Kräfte, durch die Bewegungen zustandekommen, Schlagkräfte nennen. Wir messen sie durch die Größe der Veränderungen, die sie hervorrufen, und unsere Technik ist nicht mit Unrecht stolz darauf, immer größere, von ihr gewollte Veränderungen zu erzwingen. Aber sie kann das nur, so lange sie durch ein Leben gesteuert wird, das seinen eigenen Bestand gewährleistet.

Diese Gewähr liegt darin, daß in jeder einzelnen lebenden Zelle eine Fülle von Kräften wie die Glieder einer ringförmig in sich zurücklaufenden Kette zusammenwirkt, Stoffe und Kräfte aus der Umwelt in die Form des eignen Kraftkreislaufes hineinzwingt und so unter Drangabe eigner Stoffe und Kräfte seine Betriebsmittel vermehrt, die nun in der gleichen Arbeit fortfahren. Das setzt bestimmte äußere Bedingungen voraus. Sind sie nicht erfüllt, dann erlischt das Leben, und da es so dauernd gefährdet ist, besteht es nur deshalb weiter, weil seine Selbsterhaltungsarbeit einen Überschuß an Lebensgrundlage schafft, der zum Keim erweiterten Lebens wird. Solchen Kräfteverband nenne ich einen Ring von Keimkräften. Wir kennen keine Bedingungen, unter denen er aus Leblosem neu entstände. Nur vorhandenes Leben bringt ihn immer wieder hervor. Das ist der wunderbare Vorgang der Vererbung, den kein technischer Vorgang ersetzen kann. Ich darf auf mein Büchlein vom überpersönlichen Leben hinweisen, worin ich die weiteren Folgerungen aus diesen Zusammenhängen gezogen habe.*) Ich greife hier deshalb nur die wichtigsten heraus. (Vergleiche auch Heft 1 der Schriftenreihe „Lebenswille".)

In Millionen und Abermillionen von Jahren haben solche Vererbungsvorgänge unter langsamen Abwandlungen eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Keimkraftringen aus wahrscheinlich nur einer Urform entstehen lassen.

Die Vielheit der Entwicklungswege bei gleichzeitig größter Beständigkeit der Vererbung wird für alles höhere Leben durch drei Gesetze ermöglicht. Das erste verbindet durch die geschlechtliche Fortpflanzung das Einzelwesen mit seinesgleichen zu einer in sich verflochtenen Erbgemeinschaft. Innerhalb dieser werden die kleinen sprunghaften Veränderungen oder Mutationen, die etwa im Keimgut eines Lebewesens auftreten, unter steter Bewährungsprobe im Erbgange entweder wieder ausge-

*) Friedrich Solger: Das überpersönliche Leben. Sein Bewußtwerden im Heimatgedanken. Verlag Deutsche Heimat, Berlin.

ſchaltet oder aber ſo weit verbreitet, daß die Anzahl der Paarungen, in denen ſie fortgepflanzt werden, ihnen dauernde Vererbung ſichert. So entſteht eine unterſcheidbare neue Art. Solche Erbgemeinſchaft, die bewährtes Erbgut zäh feſthält, aber zugleich entwicklungsfähig bleibt, iſt das natürliche Volk. Erſt in ſeinem Rahmen iſt eine dauernde Steigerung der Erbtüchtigkeit denkbar. Dieſer Rahmen darf nicht zu weit ſein. Sonſt verlaufen ſich jene Mutationen oder Erbſprünge, ohne erbſicher zu werden, weil ſie bei der Paarung kaum wieder auf ihresgleichen ſtoßen.

Die Enge des Rahmens, die dieſer Gefahr entgegenwirkt, wird geſichert durch das zweite Geſetz, das der Artentrennung. Iſt einmal wirklich ein weſentlicher Zug neuer Eigenart entſtanden, dann erweiſt ſich die Paarung mit der alten Form als unfruchtbar. Auf einer blühenden Wieſe ſtehen die verſchiedenſten Blumenarten von eigner Schönheit neben einander. Ihr Blütenſtaub mag oft genug von einer zur andern getragen werden. Aber nur auf der eignen Art bewirkt er ein Keimen. Beſtände dieſes Geſetz nicht, dann wäre jene Blumenfülle nie zuſtande gekommen; denn es hätte nie einen Fortſchritt der Arten gegeben.

Aber nicht nur beim Menſchen, ſondern bis weit hinab in der Tierreihe, ſichert ein drittes Geſetz die Beſtändigkeit der Art und die Gemeinbürgſchaft der Erbgemeinſchaft. Ich nenne es das Geſetz des Keimſchutzes. In dem großen Zellenſtaat unſeres Körpers ſind den einzelnen Zellenarten ſehr verſchiedene Aufgaben zugeteilt, denen ſie angepaßt ſind. Über dieſer Anpaſſung verkümmern manche in der Keimzelle vorhanden geweſene Anlagen. Die im Lebenskampf arbeitenden Zellen werden einſeitig und dadurch unfähig zur Vererbung des vollen Erbweſens. So werden denn die zur künftigen Fortpflanzung beſtimmten Keimzellen von vorn herein vom Lebenskampfe fern gehalten und im Schutze des arbeitenden Körpers bewahrt, bis ſie in neuer Paarung fruchtbar werden und neue Körper als Kämpfer für den Lebenskampf hervorbringen.

Das alles teilen wir mit zahlloſen Lebeweſen, denen wir keinen Geiſt zuſchreiben können, und auch unſer Geiſt wird für die Erfüllung dieſer Geſetze nicht beanſprucht. Aber wir ſind nun einmal mit dieſem Geiſte ausgerüſtet. Er iſt es, der jene Geſetze erkannt hat. Er erkennt auch, daß wir ihre Wirkſamſeit durch unſer Benehmen fördern oder hindern können.

Kein Naturforſcher, aber auch kein Philoſoph oder gar Theologe kann die Frage beantworten, wie uns dies Geſchenk des Geiſtes geworden iſt. Aber wir beſitzen ihn und damit die Verantwortung dafür, daß wir ihn zum Gedeihen des Lebens, das ihn trägt, anwenden.

Das bedeutet, daß unſer Erkennen wie unſer Wollen im Sinne jener großen Lebensgeſetze mitzuwirken hat. Wir haben unſere Volkseinheit zu pflegen, unſere reinliche Blutstrennung von anders gearteten Völkern zu wahren, und wir haben dafür zu ſorgen, daß in dem Durcheinanderfluten des Völkerverkehrs, in dem wir uns den Gefahren der Weltſtadt nicht werden entziehen können, doch ein Grundſtock unſeres Volkslebens vor deren Macht genügend bewahrt wird, um ein geſundes Heimatleben führen zu können als Pflanzgarten unſeres geſchichtlich bewährten Erbweſens zum Erſatz für das, was in jenen Spenglerſchen „Untergang des Abendlandes“ vielleicht wirklich hineingezogen wird.

Wir ſind des feſten Glaubens, daß wir da nicht einem Schickſal entgegengehen, gegen das wir machtlos ſind. Sondern die erkannte Gefahr kann durch unſern Willen wirkſam bekämpft werden, haben doch die vom menſchlichen Willen vollbrachten Taten in der Vergangenheit ganz weſentlich das geſchaffen, was wir als den Inhalt unſerer Geſchichte zu bezeichnen gewohnt ſind. Noch iſt diejenige Geſchichte nicht geſchrieben, die aus den Urkunden heraus klar erweiſt, wie Werden und Vergehen der Völker davon abhing, wie weit ſie jene großen Lebensgeſetze beachteten. Der Ring der Keimkräfte liegt der Beobachtung nicht ſo offen zu Tage, daß das bloße Leſen der überlieferten Urkunden uns ſeine Schickſale erzählte. Er bildet gewiſſermaßen das innere Gerüſt unſeres Lebens, aber prägt ſich nicht unmittelbar in den Zügen ſeines Antlitzes aus, d. h. in den ſichtbaren Vorgängen unſerer Geſchichte. Da gilt es noch, die Brücke zu bauen, die uns zu tieferem Verſtändnis führen ſoll.

Wir gehen noch einmal zu dem Bilde vom Ringe der Keimkräfte zurück. Die Kräfte, die in ihn hineingezogen werden, ſehen wir nicht alle am Aufbau des künftigen Lebens arbeiten. Den tragenden Kräften, die triebmäßig, auch ohne daß wir das verſtänden, dieſe Aufgabe erfüllen, ſtehen Kräfte mit viel ſichtbareren Wirkungen gegenüber, die ich als ſpielende Kräfte zuſammenfaſſen will.

In dem Worte ſoll nichts Geringſchätzendes liegen. Das wäre mehr als undankbar. Aber es ſind diejenigen Kräfte, die gemeint ſind, wenn man von einem freien „Spiel“ der Kräfte redet, mag man es wünſchen oder ablehnen. Sie gehören zu unſerm Erbweſen genau ſo wie die ſtill tragenden Kräfte. Sie drängen nach Betätigung über jenes Zuſammenhalten des Ringes hinaus. Es muß im geſunden Leben ein ſolcher Überſchuß an Kräften ſchon deswegen vorhanden ſein, weil in jedem Augenblick unvorhergeſehene Beanſpruchungen erwartet werden können. Als Beiſpiel ſolchen „ſpielenden“ Überſchuſſes erinnere ich nur an die Äußerungen des Kunſttriebes, die wir ſchon in unſerer Vorgeſchichte wirkſam

ſehen. Aber auf dem mehr oder weniger freien Spiel dieſer Kräfte beruht überhaupt alles, was wir als Fortſchritt in der Geſtaltung unſeres Lebens anſehen, alle Entdeckungen, die unſer Wiſſen erweitert haben, und alle Erfindungen, durch die unſer Wille mit Waffen und Werkzeugen ausgerüſtet worden iſt.

Was dieſe Kräfte wirken, wird — wenn überhaupt — dann nach andern Geſetzen vererbt als unſer Erbweſen. Sie ſchaffen einen *Erbbeſitz*, der im Gegenſatz zu jenem viel wandelbarer iſt. Er kann raſch vermehrt werden, man kann ihn weitgehend austauſchen, und ſein Verluſt iſt mehr oder weniger erſetzbar. In gewiſſer Beziehung läßt ſich ſolcher Neuerwerb mit den Mutationen des Erbweſens vergleichen. Auch er wird manchen Bewährungsproben unterworfen, er kann, wenn er ſie beſteht, dem Ringe der tragenden Kräfte dienſtbar gemacht werden und als *ſorgende* Kraft zur Erhaltung, ja Steigerung des Lebens beitragen. Durch ſolche Kräfte kann unſere Lebensführung nicht nur bequemer und reicher, ſondern auch geſünder werden.

Aber die ſpielenden Kräfte beſitzen nicht wie die tragenden jene Selbſtſteuerung, die ſie zwangläufig in den Dienſt ihres Lebens ſtellen würde. Sie können auch zu *wuchernden* Kräften werden, die der eigentlichen Lebensgrundlage unentbehrliche Kräfte entziehen. Auch die ſorgenden Kräfte können die tragenden nicht erſetzen, ſondern ihnen nur zu Hilfe kommen, wie der Arzt den Kranken nicht geſund machen kann, ſondern ihm nur helfen, aus der eignen Lebenskraft heraus geſund zu werden. Und dieſe Hilfe, die der eignen Lebensgemeinſchaft verpflichtet iſt, kann auch mehr oder weniger ſpielend ſelbſt an feindliches Leben verſchenkt werden, mögen wir das nun Entwicklungshilfe oder Unrecht gegen die Unſern nennen. Hier ſtehen wir vor ernſter Verantwortung.

Damit berühren wir den Punkt, an dem *unſere* Einordnung in die Geſchichte entſcheidende Bedeutung gewinnt: Wofür ſind wir verantwortlich? Der bisherige Gang unſerer Gedanken wies darauf hin, daß unabhängig davon, worin wir unſere geſchichtliche Aufgabe ſehen, die erſte Forderung lautet: Sorgt dafür, daß ihr dauernd vollwertige Träger dieſer Aufgabe bleibt! Das fordert Klarheit über deren Begrenzung. Niemand darf die Verantwortung für eine Aufgabe übernehmen, von der er weiß, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Die Geſchichte kann uns vor unerfüllbare Aufgaben ſtellen, denen wir nicht ausweichen können. Aber wir dürfen ſie uns nicht wählen, nicht freiwillig unſere Kräfte an ſie verſchwenden. Damit entziehen wir ſie den wahrhaft verpflichtenden Aufgaben. Daraus folgt: Zuerſt gilt es zu ſorgen, dann erſt dürfen wir an das Spielen denken.

Wir können alles Geſchehen unter dem Geſichtspunkt der Geſchichte betrachten. Wo liegt da die Grenze unſerer Mitverantwortung? Sie iſt gegeben durch das begrenzte Ausmaß unſerer Kräfte und Einſichten. Mit ihnen müſſen wir haushalten. Nur was von ihnen verfügbar bleibt, nachdem wir unſere nächſtliegenden Aufgaben erfüllt haben, dürfen wir auf ferner liegende verwenden. Es lebt niemand, der imſtande wäre, die Geſchichte als Ganzes zu lenken. Unſere Rolle in ihr iſt eine ſehr beſcheidene, aber unabdingbare.

Wenn wir ein Kohlenflöz abbauen, dann iſt deſſen Vorhandenſein ein Ergebnis geſchichtlicher Vorgänge. Jahrmillionen haben unſere Kohlenvorräte geſchaffen. Höchſtens Jahrtauſende werden dieſe Vorräte ausreichen, wenn wir ſie ſo ausbeuten wie heute. Das hat die Wirtſchaft als ernſte Sorge erkannt. Was wir ausbeuten, entziehen wir den Menſchen der Zukunft. Dazu haben wir ein ſittliches Recht nur, wenn wir das Ausgebeutete dem Leben dienſtbar machen. Können wir das überhaupt beurteilen? Jedenfalls hat die ganze Frage nur einen Sinn, wenn künftiges Leben, und zwar Menſchenleben da ſein wird. Dies Leben wird bis heute von Völkern getragen. Eine zu bewußt getragener Geſchichte fähige Menſchheit iſt heute nicht vorhanden. Können wir ſie ſchaffen? Gewiß nicht dadurch, daß wir ihre Grundlage, die heutigen Völker, zerſtören. Nur mit dieſen kann die Aufgabe einer Menſchheitsentwicklung gelöſt werden, und nur wenn ſie geſund bleiben. Sonſt hat das ganze Wunſchbild keinen Sinn, ſondern wird ein frevelhaftes Spiel. Und können wir andern Völkern die Aufgabe abnehmen, geſund zu bleiben? Gewiß nicht mit Geſchenken, durch die wir ſie an einer Ziviliſation teilnehmen laſſen, von der wir ſelbſt fürchten müſſen, daß ſie die Geſundheit unſeres Volkes in tödliche Gefahr bringt.

Das einzige Mittel, durch das wir ihnen helfen können, iſt das, ihnen das Beiſpiel zu geben, wie man dieſe Gefahr bewältigt. Alles Lebendige kann nur ſein eignes Leben leben. Das gilt für alle Völker, und ſelbſt wer an das Wunſchbild einer künftigen Menſchheit glaubt, in der die Völker einander nicht gegenſeitig zerſtören, ſondern ein geſundes Leben Aller möglich wird, erfüllt die Pflicht, die er damit übernimmt, nur wenn er ſein eignes Volk vor dem Untergange bewahren hilft.

Wer das Haus, das er bewohnt, durch ein beſſeres erſetzen will, mag dafür Platz ſchaffen, indem er das alte niederreißt. Aber dann muß er imſtande ſein, ein neues zu ſchaffen, und neues Leben ſchaffen kann niemand, ſondern nur mithelfen, daß vorhandenes Leben ſich bewährt. Das Leben iſt eben ein heiliges Vermächtnis an die Lebenden, und Heiliges darf man nicht antaſten, ſondern hat ſich nur ſelbſt als deſſen treuer Diener zu bewähren.

Friedrich Solger

Vom selben Verfasser ist erschienen:

Friedrich Solger: **Das überpersönliche Leben**

Sein Bewußtwerden im Heimatgedanken

br. DM 5.80, Ln. DM 7.50

„In einem Volk, das nach Ost und West auseinandergerissen zu werden scheint, in einer Menschenwelt, die den Verlust der Menschlichkeit befürchtet, in einer Zeit, in der das Irdische zur Sinnlosigkeit und das Ewige zur Illusion zu werden begann, kann wohl von einem Buche nichts Höheres gesagt werden, als daß es unserer Zeit einen guten Sinn, unseren Fragen nach Überzeitlichem einen festen Grund, unserem Menschentum eine neue Verantwortlichkeit und Würde und unserem Volksgefühl eine neue Tiefe geben hilft."

Prof. Dr. Bernhard Kummer †

Schriftenreihe

Lebenswille

Heft 1: Friedrich Solger, Gemeinschaft in der Verantwortung für das Leben

Heft 2: Friedrich Solger, Erziehung zur Echtheit

Heft 3/4: Hermann Schwarz, Volkhafte Philosophie im Aufgang

Heft 5: Friedrich Solger, Geschichte als Lebensbewährung der Völker

---

Verlag Deutsche Heimat, Fritz Theuring, 1 Berlin 452, Lorenzstraße 72

Preise: Heft 1, 2 und 5 je DM 1.80, Heft 3/4 DM 5.80